

Lebensform und familiale Einstellung: ein empirischer Beitrag zur Pluralisierungsdiskussion

Birchlbauer, Dieter; Tazi-Preve, Irene M.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Birchlbauer, D., & Tazi-Preve, I. M. (2003). Lebensform und familiale Einstellung: ein empirischer Beitrag zur Pluralisierungsdiskussion. *SWS-Rundschau*, 43(1), 26-46. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-165455>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Lebensform und familiale Einstellung

Ein empirischer Beitrag zur Pluralisierungsdiskussion

Dieter Bichlbauer/ Irene M. Tazi-Preve (Wien)

Seit den 60er-Jahren wird in der demographischen Forschung die so genannte „Pluralisierungsthese“ diskutiert. BefürworterInnen der Pluralisierungsthese argumentieren, dass neben der Ehe und der traditionellen Familie immer mehr andere Formen von Partnerschaft und Familie gewählt werden. GegnerInnen der Pluralisierungsthese vertreten die Auffassung, dass diese Entwicklung keine wirkliche Alternative zur Ehe und zur traditionellen Familie darstellt. Bei diesen Formen handle es sich vielmehr um relativ kurzfristige Übergangsphasen oder um unfreiwillige Notlagen. Die Pluralisierungsthese wird daher als realitätsfernes wissenschaftliches Konstrukt abgelehnt. Anhand der Daten des „Population Policy Acceptance Survey 2“ (PPA 2) wird die Gültigkeit folgender Thesen überprüft: Personen, die in einer außerehelichen Lebensform leben, müssten sich mit dieser identifizieren oder zumindest keine an die Ehe gebundene Lebensform anstreben. Weiters müssten diese Personen stärker nicht-traditionale Lebensformen und deren Konsequenzen wie mehr uneheliche Kinder und mehr kinderlose Paare akzeptieren. Die Ergebnisse zeigen, dass – auch gegen das familienpolitische Festhalten am Modell Kleinfamilie – zunehmend neue Lebensformen bewusst gewählt und gesellschaftlich akzeptiert werden.

1. Einleitung

VertreterInnen der Pluralisierungsthese sind der Auffassung, dass in zunehmendem Maße andere Formen von Partnerschaft und Familie gewählt werden als die Ehe und die traditionelle Familie. KritikerInnen dieser These argumentieren dagegen u. a., dass diese „abweichenden“ Lebensformen – Partnerschaft ohne Trauschein, AlleinerzieherInnen, Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen in der Lebensform „living apart together“ (LATs) – meist nur Übergangscharakter besitzen. Es handle sich eher um eine kurzfristige Lebensphase als um beständige Lebensformen. Diese Diskussion wird in unserem Beitrag im theoretischen und familienpolitischen Kontext ausführlich dargestellt. Anhand des 2001 durchgeführten „Population Policy Acceptance Survey 2“ (PPA 2) wird die Einstellung der Befragten zu den „neuen“ Lebensformen überprüft.

2. Der Population Policy Acceptance Survey (PPA 2)

Das Projekt PPA 2 – eine erste Befragung (PPA 1) hat in Österreich bereits 1992/ 93 stattgefunden – befasst sich mit dem Wissen und den Einstellungen zur Bevölkerung (Geburten, Alterung, Familienformen u. a.) und Familienpolitik in Österreich. Der PPA 2 wurde im November 1999 unter der Beteiligung von 13 europäischen Staaten¹ in

1 Neben Österreich auch Belgien (flämischer Teil), Deutschland, Estland, Finnland, Italien, die Niederlande, Polen, Rumänien, die Schweiz, Slowenien, die Tschechische Republik und Ungarn.

Angriff genommen. Im Jahr 2003 werden alle Länder ihre Befragungen abgeschlossen haben. Vier internationale Arbeitstreffen im Zeitraum zwischen 1999 und 2001 galten der Erstellung bzw. Modifizierung des bestehenden standardisierten Fragebogens, der für alle Staaten verbindliche Kernmodule enthielt. Im Frühjahr 2001 wurde dieser in der endgültigen Fassung vorgelegt und in leicht veränderter Form im Sommer 2001 in Österreich angewendet. Das Institut Fessel + GfK wurde mit der Befragung beauftragt. Die Analyse der Daten erfolgte am Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

In Österreich wird das Projekt PPA 2 unter dem Titel „Familie, Familienpolitik und das Geschlechterverhältnis in Österreich“ durchgeführt. Finanziert wird dieses Forschungsprojekt vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und vom Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank.

Das Programm des PPA 1-Fragebogens wurde überarbeitet und inhaltlich um das Modul „Geschlechterverhältnis“ wesentlich ergänzt. Ziel der nun teilweise neu konzipierten Studie ist es, die Thematik „Familie“ im Spannungsfeld von „privat“ und „Öffentlichkeit/ Arbeitswelt“ zu betrachten. Besonderes Augenmerk wird auf die Erfassung der individuellen Alltagssituation gelegt bzw. es werden die Lebensform der Befragten bzw. deren Einstellung zu verschiedenen Familienformen erhoben. Zum anderen werden familiäre Bedürfnisse im Hinblick auf die sich verändernden Strukturen am Arbeitsmarkt (wie etwa Zunahme flexibler Arbeitsplätze, größeres Angebot an Teilzeitarbeit) beleuchtet. In der Analyse soll außerdem das Konfliktfeld „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ detailliert betrachtet werden. Die empirische Untersuchung wird dazu dienen, den Alltag von Müttern sichtbar zu machen, die Beteiligung von Vätern an Kinderbetreuung und Hausarbeit darzustellen sowie die Motive für oder gegen einen (weiteren) Kinderwunsch darzulegen. Ein dritter Schwerpunkt gilt der Evaluierung politischer Maßnahmen, die im Hinblick auf die Familienförderung vorgenommen wurden. Neuere Entwicklungen, die zum einen als Reaktionen auf die jüngsten demographischen Entwicklungen (wie etwa den Geburtenrückgang) zu interpretieren sind („Kindergeld für alle“ u. a.), zum anderen ökonomischen Rahmenbedingungen (z.B. „Sparpaket 1996“ der Bundesregierung) unterliegen, werden im Rahmen von PPA 2 evaluiert.

In diesem Beitrag werden wir uns auf die Analyse der Lebensform der Befragten sowie deren Einstellung gegenüber der Ausdifferenzierung von unterschiedlichen Familienformen konzentrieren.

3. Familienpolitische Problemstellung

Die letzten Jahrzehnte unterlagen dramatischen demographischen Veränderungen. Geprägt ist der demographische Wandel durch mehrere Faktoren. Der erste betrifft vorrangig den Geburtenrückgang. Das Jahr 2000 brachte (abgesehen von 1999) den geringsten jemals für Österreich beobachteten Wert, nämlich den Rückgang der Fertilität auf 1,34 Kinder pro Frau. Dies entsprach einer absoluten Zahl von etwa 78.000 Geburten im Jahr (Kytir et al. 2001). Weiters ist in Österreich ein nachhaltiger Wandel

in der Familienbildung zu beobachten, der durch die Diversifizierung der Familienstruktur (Ein-Eltern-Familien, „living apart together“ – Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen u.a.) deutlich wird.

Auch die späte Fertilität ist ein weiterer Faktor dieser Veränderung. Mütter sind heute im Durchschnitt älter als noch vor einer Generation. Das Durchschnittsalter der Mütter in Bezug auf alle Lebendgeburten (durchschnittliches Fertilitätsalter) erhöhte sich von rund 22 Jahren (1970) auf 28,2 Jahre (2000). Österreich folgt damit einem Trend, der in den meisten europäischen Ländern zu beobachten ist. Allerdings ist das Fertilitätsalter in Österreich immer noch niedriger als in etlichen anderen Gesellschaften Westeuropas. Zudem ist für eine wachsende Zahl von Frauen ein lebenslanger Verzicht auf eigene Kinder zu erwarten.

Ein weiteres Indiz für die Veränderung innerhalb der Familienstrukturen ist die hohe Scheidungsrate. Zwischen 1987 und 2000 stieg die Gesamtscheidungsrate von 30% auf 43,1%² und erreichte damit den höchsten jemals in der österreichischen Scheidungsstatistik ausgewiesenen Wert. Etwas mehr als ein Drittel aller geschiedenen Ehen (2000: 34,5%) blieb kinderlos; errechnet man ein so genanntes „Scheidungsrisiko der Eltern“, so wurden im Jahr 2000 etwa 21,7% der ehelichen Kinder unter 19 Jahren mit der Scheidung ihrer Eltern konfrontiert.

Nicht zuletzt veränderten sich die Familienformen innerhalb der letzten Jahrzehnte nachhaltig. Ende der 60er-Jahre setzte ein deutlicher Rückgang der Eheschließungen ein. Im Jahr 2000 waren 45,1% der Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes nicht verheiratet, Familiengründungen ohne Heirat sind gegenwärtig eine ebenso häufige Lebensform wie das Zuwarten mit einer ersten Schwangerschaft bis nach der Eheschließung. Österreich folgt damit dem Trend zur stärkeren Verbreitung „neuer“ Lebensformen (Single-Haushalte, nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, allein erziehende Mütter). Wie die Ergebnisse unserer Studie zeigen (Kap. 6.1), lebt ein nicht unbeträchtlicher Teil der Befragten nicht in der klassischen Kleinfamiliensituation. Unsere Befragung ergab einen Anteil (der 25- bis 64-Jährigen) von rund 35%, der nicht in einer Ehe lebte; 1992/ 93, zum Erhebungszeitpunkt von PPA 1, waren 30% der Befragten (noch) nicht verheiratet gewesen.

Aus der geschilderten demographischen Situation leiten wir folgende Fragestellungen für unsere Studie ab: Inwiefern sind diese demographischen Veränderungen in das Bewusstsein der Bevölkerung vorgedrungen, und inwieweit werden sie als problematisch erachtet? In unserem Beitrag konzentrieren wir uns auf die Untersuchung der Einstellung zu den sich zunehmend ausdifferenzierenden Lebensformen.

In der öffentlichen Diskussion wird vorrangig der Geburtenrückgang aufgegriffen und darauf hingewiesen, dass der Generationenvertrag, d.h. die Sicherung der Renten, in einer zunehmend alternden Gesellschaft nicht mehr gewährleistet werden kann.³ So identifizierte etwa Sozial-, Familien- und Frauenminister Haupt (FPÖ) das Streben nach individueller „Selbstverwirklichung“ als Ursache für die sinkenden

² Ehescheidungen bezogen auf die in einem Jahr insgesamt geschlossenen Ehen.

³ Siehe dazu die mediale Diskussion vor Einführung des „Kindergeldes für alle“ im ersten Halbjahr 2001.

Geburtenzahlen.⁴ Im Zuge der Debatten um die Einführung des „Kindergeldes“ im ersten Halbjahr 2001 äußerten VertreterInnen der ÖVP-geführten Bundesregierung unter Bundeskanzler Schüssel Befürchtungen, dass die Aufrechterhaltung wohlfahrtsstaatlicher Transferleistungen durch die sich verringernde Zahl an nachwachsenden BeitragszahlerInnen gefährdet sei. Bereits das Regierungsprogramm der konservativ-freiheitlichen Koalition der letzten Legislaturperiode (2000–2002) zeigte das Bestreben, für familienpolitische Maßnahmen primär an einem bestimmten Familienbild, nämlich an der klassischen Kleinfamilie festzuhalten. Eine staatliche Familien- und Sozialpolitik, welche die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung wahrt, festigt aber die „Institution Mutterschaft“. Die Förderung der Kleinfamilie, v.a. der ehelichen Gemeinschaft, würde eine Gegensteuerung zur rückläufigen Geburtenentwicklung bewirken. Allerdings demontieren die Fakten, die zu „Gewalt und sexuellem Missbrauch in der Familie“ vorwiegend über Medien und öffentliche Stellen⁵ publik werden, sowie die deutliche Zunahme der Scheidungsziffern eher das Bild einer „heilen Familienwelt“.

Als Reaktion auf die jüngsten demographischen Veränderungen entwickelte die staatliche Familien- und Sozialpolitik der ÖVP/FPÖ-Koalition zwischen 2000–2002, jedoch auch die Politik der konservativen Familienminister der vorangegangenen SPÖ/ÖVP-Regierungen, bestimmte Handlungsmuster und Strategien. Dies galt besonders für Zielsetzungen und Initiativen des Bundesministeriums für soziale Sicherheit und Generationen (ein „Frauenressort“ als eigenständiges Ministerium im Bundeskanzleramt gab es nicht mehr). Als wichtigste familienpolitische Maßnahme der letzten Legislaturperiode (2000–2002) galt die Einführung des „Kindergeldes für alle“, mit dem der BezieherInnenkreis sowie der Bezugszeitraum erweitert wurden. Es erscheint jedoch fraglich, ob das „Kindergeld für alle“ als einzige derartige Förderung die Fertilität tatsächlich (nachhaltig) erhöhen wird, wenn nicht gleichzeitig grundsätzliche politische Veränderungen im Geschlechterverhältnis angestrebt werden. So könnte etwa eine Erhöhung der Zuverdienstgrenze zum Karenzgeld ein Motiv sein, damit auch Väter die Karenz verstärkt in Anspruch nehmen.

Die sich in unserem Beitrag stellende Frage lautet daher: Widerspiegelt die mit den politischen Maßnahmen der (damaligen) österreichischen Bundesregierung transportierte Haltung zur Familie die Realität von Familie und anderen Lebensformen oder lassen die empirischen Daten andere Rückschlüsse zu? Von Interesse ist also die Frage, ob das politisch propagierte Familienbild den sich verändernden Einstellungen und Lebensformen der Bevölkerung noch gerecht werden kann.

4. Theoretische Fragestellung

Seit den 60er-Jahren läuft in der demographischen Forschung eine so genannte „Pluralisierungsdiskussion“, in der die Dominanz des politisch propagierten Familienbildes der traditionellen Kleinfamilie problematisiert wird. Die Kernaussage der Pluralisie-

4 Interview in: Der Standard, 12.2.2001.

5 Dazu zählen etwa Frauenhäuser, psychosoziale Institutionen für sexuell missbrauchte Kinder u.ä.

runsthese besagt nämlich, dass Ehe und Familie zu Gunsten anderer Lebensformen zunehmend an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren. Die traditionelle Kernfamilie (verheiratetes Paar mit mindestens einem Kind) ist keine unhinterfragte Norm mehr, sondern nur eine von mehreren Optionen, die durch die gesellschaftliche Akzeptanz anderer Partnerschaftsformen sowie durch die Erweiterung des weiblichen Lebenszusammenhangs um die berufliche Komponente wesentlich vielfältiger geworden sind.

Im Folgenden sollen einige ausgewählte Positionen zur „Pluralisierungsthese“ vorgestellt und erörtert werden. Aus der Diskussion zur „Pluralisierungsthese“ werden danach zwei Thesen formuliert, die unsere weitere Analyse bestimmen. Vaskovics (1997) hat im Wesentlichen vier wissenschaftliche Positionen identifiziert, die im Zusammenhang mit der Pluralisierungsthese vertreten werden:

- „(1) Die Pluralisierung von Familienformen findet als eine zunehmende horizontale Ausdifferenzierung von Familien mit der Konsequenz des Bedeutungsverlustes der verschiedenen ‚traditionalen‘ Familienformen statt.
- (2) Die Pluralisierung findet mit dem Ergebnis der Wiederkehr der ‚Vielfalt‘ statt. Die Entwicklung führt also zu einer bereits früher vorhandenen Ausdifferenzierung von Familienformen zurück (alte, ‚neue‘ Vielfalt).
- (3) Die Pluralisierung findet statt, aber nicht als Konsequenz der Realisierung von Lebensentwürfen individualisierter Menschen, sondern als nicht gewolltes Ergebnis von Notlagen.
- (4) Die ‚Pluralisierung‘ ist ein wissenschaftliches Artefakt, eine realitätsferne wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit“ (Vaskovics 1997, 25).

Die erste Position wird u.a. von Lüscher (1997b), Löhr (1991), Tyrell (1988) und Wieners (1999) vertreten. Sie beinhaltet folgende Grundgedanken:

- (a) Durch den Bedeutungsverlust alter traditionaler Werte und Bindungen erhält das Individuum mehr Entscheidungsspielraum.
- (b) Es erfolgt eine „De-Institutionalisierung“ und damit ein Bedeutungsverlust von Ehe und Familie.
- (c) Dieser Bedeutungsverlust führt allerdings nur zu einem Verlust der Monopolstellung, nicht aber zur (völligen) Ablehnung der Familie.

Der erste Grundgedanke (a) wird von allen WissenschaftlerInnen, für welche die Pluralisierung eine empirische Realität ist, als Voraussetzung für die beiden folgenden Grundgedanken (b) und (c) akzeptiert.

So meint Löhr (1991, 463), dass „traditionelle Werte und Lebensformen immer mehr an kultureller Legitimität und faktischer Monopolstellung (einbüßen)“. Bayer/Bauereiß (1995, 56) betonen den Individualisierungsprozess, „der zur Folge (hat), dass der Einzelne aus traditionellen Bindungen und sozialen Beziehungen entlassen wird. Es ist ihm vorbehalten, seine Lebensbiographie selbst zu entwerfen, was allgemein eine Pluralisierung der Lebens- und Haushaltsformen zur Folge hat.“

Die De-Institutionalisierung heben vor allem Lüscher (1997b) und Tyrell (1988) hervor, wobei Lüscher von einer „Dekonstruktion“ der Familie spricht. Demnach sind Ehe und Familie keine Selbstverständlichkeiten mehr, und „es bedarf erheblicher Anstrengung, um die Einheit der einzelnen Familie zu gewährleisten“ (Lüscher 1997b,

61). Der Monopolverlust zeigt sich nach Tyrell insofern, als der Inklusionszwang (d.h. der gesellschaftliche Druck) zur Ehe nicht mehr besteht (Tyrell 1988, 150–151).

Nach Wehrspaun bedeutet aber der Verlust der Monopolstellung nicht, dass Ehe und Familie abgelehnt werden, „sondern der Bereich dessen, was als ‚normal‘ Anerkennung findet, hat sich erheblich ausgeweitet“ (Wehrspaun 1988).⁶

Nave-Herz entspricht in ihrer Kritik an der Pluralisierungsthese den Punkten (2) und (4). Sie argumentiert, die Vielfältigkeit familialer Lebensformen habe es schon wesentlich früher gegeben. Weiters ist sie der Ansicht, dass der Begriff der Pluralisierung „eine verzerrte sozialstrukturelle Wahrnehmung (determiniert)“, da die familialen Entwicklungsprozesse zu undifferenziert auf eine Richtung hin orientiert und somit auch ohne ihre Widersprüche begriffen werden (Nave-Herz 1997, 49).

Der Aspekt der Pluralisierung als ungewolltes Ergebnis von Notlagen wird von Burkart (1994, 127) in seiner Kritik an Ulrich Beck und Hoffmann-Nowotny angesprochen. Burkart stellt die Kategorie „Single“ als Lebensform in Frage, da ja jeder Mensch in seinem Leben zumindest phasenweise einmal Single ist. Es handelt sich daher um eine Lebensphase, in der sich fast jede Person (oft genug unfreiwillig, etwa durch Tod des Partners bzw. der Partnerin) irgendwann in ihrem Leben befindet.

In ähnlicher Weise argumentiert Vaskovics (1997, 31) im Hinblick auf die gestiegene Zahl von nicht-ehelichen jungen Partnerschaften, die später (zum Teil auch) in eheliche Beziehungen übergehen. Damit findet lediglich eine Zeitverschiebung statt, da sowohl der Zeitpunkt der Heirat als auch die Geburt des ersten Kindes später erfolgen. Diese Entwicklung ist innerhalb der Demographie allgemein anerkannt. Auch das Alleinleben ist keine alternative Lebensform, sondern „die Akteure begreifen dies oft als ein Übergangsstadium oder eine nicht gewollte, jedoch durch verschiedene Umstände bedingte, erforderliche Lebensform“ (Vaskovics 1997, 31).

Ein Problem in dieser Diskussion dürfte sein, dass vorwiegend mit Zahlen zur Verbreitung bzw. zu Ausprägungen der Lebensformen operiert wird. Nun moniert aber Lüscher zu Recht, dass zwischen den normativen Bewertungen von Lebensformen und ihrer Verbreitung bzw. Ausprägung unterschieden werden muss (Lüscher 1997a, 269). Denn jede *Lebensform* ist natürlich auch eine Lebensphase: Sie unterscheidet sich allerdings von dieser dadurch, dass sie angestrebt und *als (realisiertes) Lebensziel* betrachtet wird. Daher muss in einem gewissen Ausmaß eine *Identifikation mit der Lebensform* bestehen.

Aber auch bei der normativen Bewertung ist Vorsicht geboten. So stützt sich Vaskovics in seinen Ausführungen zur Legitimationskrise der Familie auf Ergebnisse des Eurobarometers 1993. Danach stuften immerhin 95,7 % der im EU-Raum Befragten die Familie als wichtigen oder wichtigsten Lebensbereich ein, wobei kaum ein Unter-

6 „Etwas überspitzt ausgedrückt kann man daher sagen: Eine ganze Reihe von Alternativen zur bürgerlichen Familie erscheinen nicht mehr als deren Negation, sie werden einfach nur noch als anders wahrgenommen. Außerdem muss sich mit ihnen in keiner Weise mehr eine explizite oder auch nur implizite politische Intention verbinden, so wie das in der wissenschaftlichen und publizistischen Kritik an der bürgerlichen Familie in der Regel der Fall war und ist. Somit wurde durch die Pluralisierung nicht nur eine neue Form von ‚Normalität‘ konstituiert, sondern der Bereich dessen, was als ‚normal‘ Anerkennung findet, hat sich erheblich ausgeweitet“ (Wehrspaun 1988, 157).

schied zwischen älteren und jüngeren Personen bestand. Der Autor zieht daraus folgende Schlussfolgerung:

„Familie stellt im europäischen Vergleich nach der subjektiven Einschätzung der Menschen den wichtigsten Lebensbereich dar oder zählt zumindest zu den wichtigsten Lebensbereichen. Sie wird als besonders wichtig für die Lebensplanung angesehen. Nach den vorliegenden Ergebnissen gibt es diesbezüglich kaum Unterschiede zwischen Männern und Frauen, kaum Unterschiede zwischen jüngerer und älterer Generation und nur geringfügige Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern in Europa. Die Wertschätzung der Familie ist also sehr hoch, wobei damit über die Form der Familie nichts vorausgesagt wird“ (Vaskovics 1997, 30).

Folgende kritische Bemerkungen sind unserer Ansicht nach dazu angebracht:

- Pluralisierung bedeutet nach unserem Verständnis nicht „entweder – oder“, sondern „sowohl – als auch“. Neue Werthaltungen verdrängen nicht die alten, sondern es findet eine Erweiterung des Spektrums statt, wie Wehrspaun (1988) schreibt. Auch in der Befragung im Rahmen von PPA 2 lehnten immerhin 76% die Behauptung ab, dass die Ehe eine überholte Einrichtung sei. 90% stimmten der Forderung zu, dass dem Familienleben wieder mehr Bedeutung zugemessen werden sollte. In diesem Sinne sagen Daten zu Meinungsumfragen mit einer hohen Akzeptanz von Familie und Ehe wenig zur Pluralisierung aus. Interessanter sind vielmehr Daten zur Akzeptanz abweichender Lebensformen, da diese die Verbreitung der „neuen Normalität“ wiedergeben.⁷
- Gerade der letzte Satz im oben erwähnten Zitat von Vaskovics (1997, 30) ist so unverbindlich, dass es schwer fällt, die Diskussion über die Pluralisierungsthese darauf zu fokussieren. Vaskovics konzidiert durchaus eine gewisse Verschiebung im „Familienspektrum“. Das bürgerliche Familienmodell, in dem Familie auf Eheschließung beruht, verliert an Bedeutung, während nicht-eheliche Partnerschaften wichtiger geworden sind. Nach Vaskovics (1997, 31) bedeutet das aber noch nicht, dass so etwas wie eine De-Institutionalisierung der Familie stattgefunden hat. Schließlich haben andere familiäre Formen (Ein-Eltern-Familie und die nicht-eheliche Lebensgemeinschaftsfamilie) eine Aufwertung erfahren.
- Mit dieser in der Demographie üblichen weiten Definition des Familienbegriffs kann jedoch nichts über das Phänomen „Pluralisierung“ ausgesagt werden, da ja jede Veränderung innerhalb des Familienbegriffs bleibt. Es wird nämlich nicht beachtet, dass Pluralisierung von Lebensformen kein rein demographisches Phänomen ist, das sich gleichsam im politischen Vakuum ereignet, sondern dass es sich in einem markanten politischen Kontext entwickelt. Deshalb wird hier von der traditionellen Familie ausgegangen, die auf der ehelichen Partnerschaft beruht. Diese ist nicht ein mit anderen Modellen gleichrangiges bzw. gleichberechtigtes Familienmodell, sondern das seit Jahrhunderten institutionalisierte Modell des Zusammenlebens von Mann und Frau, das vom Staat, von den politischen Parteien und von der Kirche anerkannt bzw. gefördert wurde und wird. Andere

⁷ In Kap. 6.2 werden daher für die Entwicklung eines Index zur Messung der familialen Einstellung nur Items verwendet, welche die Akzeptanz „abweichender“ Lebensformen ausdrücken.

Formen wie außereheliche Lebensgemeinschaften, aber auch allein erziehende Eltern stießen erst in den letzten Jahrzehnten auf eine gewisse Anerkennung.⁸ Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass es der empirischen Erfassung des Phänomens „Pluralisierung“ nicht dienlich ist, wenn

- der Familienbegriff derart erweitert wird, dass er gleichsam alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Partnerschaftsformen umfasst (dazu neben Vaskovics auch Nave-Herz 1997, 32);
- die Diskussion nur auf die Häufigkeitsverteilung der Lebensformen beschränkt wird, da dann nur durch Änderungen in Lebensläufen (etwa allgemeine Verlängerung der Ausbildungszeiten) bedingte quantitative Verschiebungen festgestellt werden können, was aber zur empirischen Erfassung des Phänomens „Pluralisierung“ nichts beiträgt;
- als Beleg für die Akzeptanz der Institutionen Ehe und Familie Umfragedaten verwendet werden, an denen sich das Phänomen „Pluralisierung“ nicht wirklich festmachen lässt.

Wir gehen in unserem Ansatz davon aus, dass die empirische Relevanz des Pluralisierungsbegriffes durch die Überprüfung folgender zwei Bedingungen festgestellt werden kann:

1. Personen, die in einer außerehelichen Lebensform leben, müssten sich mit dieser identifizieren oder zumindest keine an die Ehe gebundene Lebensform anstreben. Diese wäre nämlich ein Hinweis dafür, dass es sich bei der außerehelichen Lebensform nicht um eine mehr oder weniger freiwillige Lebensphase, sondern um eine angestrebte Lebensform handelt, mit der man sich eben identifiziert. Autoren wie Vaskovics (1997, 31) nehmen dagegen von vornherein an, dass die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft von der jungen Generation nur als Übergangsform gesehen wird.
2. Weiters müssten diese Personen in einem stärkeren Ausmaß nicht-traditionale Lebensformen und deren Konsequenzen wie mehr uneheliche Kinder und mehr kinderlose Paare akzeptieren.

Berührt die erste Annahme eher den individuellen Aspekt der Pluralisierungsthese, so bezieht sich die zweite auf den gesamtgesellschaftlichen, normativen Aspekt: es wird nämlich sichtbar, dass abweichende, nicht-traditionale Lebensformen mit einer anderen Orientierung verbunden sind. Das spricht für die These, dass eben die abweichenden Lebensformen keine vorübergehenden Lebensphasen sind und dass mit ihrer Verbreitung eine gesellschaftliche Umorientierung verbunden ist.

Es kann aber sicherlich nicht von einer kausalen Beziehung zwischen Akzeptanz bzw. Bewertung der Lebensform und dem „Sich-in-der-Lebensform-Befinden“ ausgegangen werden. Jemand kann etwa durchaus unfreiwillig in den Status eines Singles geraten sein, z.B. durch eine vom Partner bzw. von der Partnerin initiierte Scheidung. Er bzw. sie kann dann an gewissen Bedingungen dieses Daseins Gefallen finden, so dass er oder sie auch mit einer neuen Freundin bzw. einem neuen Freund nur getrennt leben

8 Deshalb streben Homosexuellen-Organisationen auch für die gleichgeschlechtlichen Partnerschaften den Ehestatus an, da dieser gesellschaftliche Anerkennung und damit auch Rechte wie z.B. die Adoption von Kindern gewährt. Von der ÖVP wurden diese Bestrebungen in den letzten Jahren immer wieder mit dem Argument abgewiesen, dass damit die Institution der Familie gefährdet sei.

möchte. Die Identifikation mit einer Lebensform wird vermutlich oft durch eine Wechselwirkung zustande kommen. Aber auch bei einer starken Identifikation kann sich durchaus die Lebensform ändern, so dass eine außereheliche Beziehung in eine eheliche umgewandelt wird, selbst wenn dies ursprünglich gar nicht geplant war. In Übereinstimmung mit Wieners (1999) wird auch hier die Auffassung vertreten, dass es nicht so sehr auf die Häufigkeit außerehelicher Lebensformen, sondern auf deren Akzeptanz im gesellschaftlichen Umfeld ankommt.

Bertram (1991) geht interessanterweise von einer Wirkung der Lebensform auf die individuelle Werthaltung aus, wenn er schreibt: „Ich habe schon weiter vorne darauf hingewiesen, dass der viel zitierte Wertewandel möglicherweise nicht so sehr einen Wandel von allgemeinen Einstellungen darstellt, als vielmehr Ausdruck der Tatsache sein könnte, dass ein immer größerer Prozentsatz von Menschen Formen der Lebensführung wählt, die Werte und Einstellungen mit sich bringen, welche auch schon früher nachweisbar gewesen sind“ (Bertram 1991, 445).

Zur Überprüfung dieser These schlägt der Autor eine empirische Analyse vor, in der untersucht wird, ob innerhalb der Altersgruppen Unterschiede zwischen den Lebensformen hinsichtlich der familialen Einstellung bestehen. Diese Analyse wird in Kap. 6.2 nachvollzogen.

Forschungsziel unserer Untersuchung ist es, empirisch zu überprüfen, ob beide Bedingungen, nämlich Identifikation mit der Lebensform und eine der Lebensform entsprechende familiäre Einstellung in der gesellschaftlichen Realität zutreffen. In Kap. 6.1 wird die erste, in Kap. 6.2 die zweite Bedingung überprüft.

5. Die Methode im Forschungsprogramm PPA 2

Angesichts des umfangreichen Fragenprogramms im „Population Policy Acceptance Survey 2“ (PPA 2) wurde die Befragung in Form einer bundesweiten repräsentativen Spezialstudie durchgeführt, wobei mündliche, persönliche Interviews von ca. ein- bis eineinhalbstündiger Dauer an der Haushaltsadresse der jeweiligen Zielperson erfolgten. Die Grundgesamtheit bildeten alle Personen im Alter von 20 bis 64 Jahren mit österreichischer Staatsbürgerschaft und ordentlichem Wohnsitz in Österreich, die Stichprobe umfasste 1.995 Personen. Die Befragung begann Mitte Juni 2001, wurde im Sommer unterbrochen, und nach der ersten Septemberwoche 2001 beendet. Der Befragungszeitraum erstreckte sich somit auf sechs Wochen. Die Datenanalyse wurde mit dem statistischen Programmsystem SPSS Windows 10.0 durchgeführt. Dabei wurden vorwiegend statistische Verfahren angewendet, die dem qualitativen Messniveau der Daten entsprechen.

6. Datenanalyse

Entsprechend den theoretischen Ausführungen in Kap. 4 wird dieses Kapitel in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil (Kap. 6.1) wird die Variable „Lebensform“ gebildet, um dann die Identifikation der Personen mit ihrer Lebensform zu untersuchen.

Im zweiten Teil (Kap. 6.2) wird der Zusammenhang zwischen der Lebensform und anderen relevanten Variablen mit der familialen Einstellung analysiert. Danach wird untersucht, ob die Korrelation zwischen der Lebensform und der familialen Einstellung durch andere Variablen bedingt wird.

6.1 Die Identifikation mit der Lebensform

Bei der Definition der Variable „Lebensform“ wurden die Personen unter 25 Jahren nicht berücksichtigt. 63% der Personen dieser Altersgruppe leben bei den Eltern und 32% mit den Geschwistern zusammen. Auch wenn junge Erwachsene noch länger bei den Eltern wohnen, so handelt es sich hier sicherlich nicht um eine Lebensform, sondern um eine Lebensphase, die sie bereits als Jugendliche gelebt haben und die sie aus verschiedenen Gründen (Bequemlichkeit, noch kein oder noch kein ausreichendes Einkommen) noch einige Jahre fortzusetzen gedenken. Es fehlt hier aber das Moment einer „angestrebten Dauerhaftigkeit“, wie dies etwa bei der Eheschließung der Fall ist. Es ist daher nicht sinnvoll, die Identifikation mit der Lebensform für diese Personen zu erheben, da sie noch keine Lebensform besitzen, mit der sie sich identifizieren könnten.

Die Variable „Lebensform“ wurde aus folgenden Kategorien konstruiert:

1. *Alleinstehende*: Diese Gruppe (n = 248) besteht aus kinderlosen Frauen (34%)⁹ und Männern (66%). 68% der befragten Frauen haben keinen Partner und 32% leben mit dem Partner nicht zusammen, was jeweils auf 83% und 17% der befragten Männer zutrifft. 89% aller Alleinstehenden waren nie verheiratet, 7% sind geschieden. 63% dieser Personen sind zwischen 25 und 34 Jahre, 20% zwischen 35 und 44 Jahre alt. 52% dieser Gruppe leben allein im Haushalt, 42% mit den Eltern und/oder mit Geschwistern zusammen. Allein stehend bedeutet hier also nicht allein lebend, sondern ohne Kind und ohne PartnerIn oder aber getrennt von einem Partner bzw. einer Partnerin zu leben.

2. *AlleinerzieherInnen*: Diese Gruppe (n = 173) umfasst großteils Frauen (70%), die keinen Partner haben (82%) oder mit dem Partner nicht zusammenleben (18%). Auch bei den Männern sind 83% ohne Partnerin und 17% leben von ihrer Partnerin getrennt. 58% der Personen sind geschieden, 19% verwitwet, und 18% waren nie verheiratet. Es besteht fast eine Gleichverteilung über die Alterskategorien. Lediglich die 25- bis 34-jährigen Personen haben mit 14% einen geringeren Anteil, 28% sind zwischen 35 und 44 Jahre, 28% zwischen 45 und 54 sowie 30% zwischen 55 und 64 Jahre alt. 48% leben allein im Haushalt. Immerhin wohnen 47% mit den Eltern zusammen.

3. *Personen in außerehelicher Partnerschaft*: Damit sind Männer (61%) und Frauen (39%) gemeint (n = 193), die mit der Partnerin bzw. dem Partner im gemeinsamen Haushalt leben; 57% wohnen mit Kind(ern) im Haushalt. Der Schwerpunkt der Altersverteilung liegt mit 57% eindeutig bei den unter 35-jährigen Personen, 31% der Gruppe sind 35- bis 54-jährig. 30% sind geschieden, und 65% waren nie verheiratet.

9 Es ist zu beachten, dass die Basis für die folgenden Prozentwerte nur jene Personen bilden, die zwischen 25 und 64 Jahre alt sind, da die 19- bis 24-Jährigen bei der Bildung der Variable Lebensform nicht berücksichtigt wurden.

4. *Verheiratete kinderlose Personen*: Nur 5% dieser Personen ($n = 77$) leben mit den Eltern, 3% leben mit den Schwiegereltern im gemeinsamen Haushalt. Der Anteil der Männer beträgt 49%. 48% sind jünger als 40 Jahre, 31% entfallen auf die Altersgruppe zwischen 41 und 54 Jahre.

5. *Verheiratete Personen mit Kind* ($n = 1.089$): Der Anteil der Männer beträgt 47%. 18% sind zwischen 25 und 34, 32% zwischen 35 und 44, 26% zwischen 45 und 54, und 23% zwischen 55 und 64 Jahre alt.

Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen Alter und Lebensform ($\chi^2 = 407$, $p = 0.000$ $CC_{\text{kor}}^{10} = 0,47$). Die allein stehenden Personen und jene, welche in außerehelicher Partnerschaft leben, sind in den jüngeren Altersklassen überrepräsentiert, die verheirateten Personen mit Kindern hingegen in den älteren Altersklassen.

In der folgenden Tabelle 1 wird die Häufigkeitsverteilung der Lebensformen dargestellt:

Tabelle 1: Prozentuelle Verteilung der Lebensformen in PPA 1 und PPA 2
(Angaben in Prozent)

Befragung	Lebensform					N
	Allein stehend, ohne Partner	AlleinerzieherInnen	Außereheliche Partnerschaft	Verheiratet ohne Kind	Verheiratet mit Kind	
PPA 2	14,1	10,0	10,8	4,3	60,9	1.799
PPA 1	14,4	8,1	7,4	6,1	64,0	3.103

Quelle: PPA 1, PPA 2, eigene Berechnungen.

Der Anteil der verheirateten Personen hat seit 1992 um 5 Prozentpunkte abgenommen. Die stärkste prozentuelle Zunahme ist bei Personen in einer außerehelichen Lebensgemeinschaft festzustellen (3,4 Prozentpunkte). Der Anteil der unverheirateten Lebensformen beträgt ungefähr 35%, wobei die allein stehenden Personen mit 14% die Mehrheit bilden.

Wie in Kapitel 4 besprochen, ist die Identifikation mit der Lebensform eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass es sich um eine Lebensform und nicht um eine vorübergehende Lebensphase handelt. Dies betrifft vor allem die außerehelichen Lebensformen. Die Identifikation mit der Lebensform wurde erhoben, indem die Personen gefragt wurden, welche Lebensweise sie bevorzugen („Welche der folgenden Lebensweisen bevorzugen Sie persönlich?“). Aus der folgenden Tabelle 2 ist ersichtlich, dass in der Regel ein deutlicher Zusammenhang zwischen Lebensform und erwünschter Lebensweise besteht.

10 Hier und in den weiteren Ausführungen wird der korrigierte Kontingenzkoeffizient (Sachs 1972, 371–372) nach Kendall verwendet. Dieser wird gebildet, indem der Anteil des nach Pearson errechneten größtmöglichen Kontingenzkoeffizienten bestimmt wird. Der korrigierte Kontingenzkoeffizient bietet folgende Vorteile:

- Er liegt immer zwischen 0 und 1.
- Er ist unabhängig von der jeweiligen Tabellenstruktur (Zeilen- und Spaltenzahl), so dass die Koeffizienten verschiedener Tabellen vergleichbar sind: Damit ist eine bessere Vergleichbarkeit gegeben.

Tabelle 2: Zusammenhang zwischen Lebensform und bevorzugter Lebensweise
(Angaben in Prozent)

Lebensform	Bevorzugte Lebensweise						N
	1	2	3	4	5	6	
Allein stehend	29,0	19,4	22,2	12,9	16,5	0,0	248
AlleinerzieherInnen	30,1	25,4	8,1	14,5	19,1	2,9	173
Außereheliche Partnerschaft	0,5	7,3	38,3	35,8	18,1	0,0	193
Verheiratet ohne Kind	1,3	3,9	15,6	0,0	77,9	1,3	77
Verheiratet mit Kind	0,6	0,6	3,3	1,3	92,3	2,0	1.089
Gesamt	132	115	191	140	1.174	28	1.780
	7,4	6,5	10,7	7,9	66,0	1,6	

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

$\chi^2 = 1424,74$ $CC_{\text{kor}} = 0,74$

Kategorien für bevorzugte Lebensweise:

- 1) alleine zu leben
- 2) Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen
- 3) unverheiratetes Zusammenleben, gefolgt von Heirat
- 4) unverheiratetes Zusammenleben ohne Heiratsabsicht
- 5) eheliche Gemeinschaft
- 6) mit Partner bzw. Partnerin/ in einer Wohngemeinschaft mit anderen

Es zeigt sich, dass die allein stehenden Personen zum überwiegenden Teil auch jene Lebensweisen bevorzugen, in denen sie alleine leben, nämlich „alleine zu leben“ oder in einer „Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen“. Da aber 70% der allein stehenden Personen jünger als 40 Jahre sind, wird auch das Alter in die Analyse einbezogen. Tabelle 3 (siehe folgende Seite) stellt daher für die drei jüngeren Altersklassen von allein stehenden Personen die Verteilung der bevorzugten Lebensweisen dar.

Auf den ersten Blick scheint sich die These von Vaskovics und anderen DemographInnen zu bestätigen, da 36% der allein stehenden 25- bis 29-jährigen Personen den Ehestand direkt anstreben, und 19% diesen nach einer gewissen Zeit des Zusammenlebens ins Auge fassen. Von diesen Personen wohnen allerdings 54% bei den Eltern: Sie haben daher auch noch keine feste Lebensform, mit der sie sich identifizieren können. Es wurde ja versucht, diesen Personenkreis auszuschließen, indem die Klassifikation von Lebensform nur Personen über 25 Jahre berücksichtigte.

In der Altersklasse zwischen 30 und 34 Jahren streben nur 17% direkt eine eheliche Partnerschaft an, 29% könnten sich diese nach einer Phase des außerehelichen Zusammenlebens vorstellen.

Laut Tabelle 2 streben aber nur etwa 16% aller allein stehenden Personen direkt den Ehestatus an (siehe Kategorie 5). 22% wollen diesen erst über den „Umweg“ eines

Tabelle 3: Zusammenhang zwischen den allein stehenden Personen zwischen 25 und 39 Jahren und der erwünschten Lebensweise (Angaben in Prozent)

Altersklasse	Bevorzugte Lebensweise						N
	1	2	3	4	5	6	
25–29 Jahre	18,6	14,7	18,6	14,7	36,3	11,8	117
30–34 Jahre	17,3	23,1	28,8	13,5	17,3	0,0	52
35–39 Jahre	34,8	26,1	8,7	8,7	21,7	0,0	23

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

Kategorien für bevorzugte Lebensweise:

- 1) alleine zu leben
- 2) Partnerschaft mit getrennten Wohnsitzen
- 3) unverheiratetes Zusammenleben, gefolgt von Heirat
- 4) unverheiratetes Zusammenleben ohne Heiratsabsicht
- 5) eheliche Gemeinschaft
- 6) mit Partner bzw. Partnerin/ in einer Wohngemeinschaft mit anderen

außerehelichen partnerschaftlichen Zusammenlebens (3) erreichen. Man kann daher sicherlich nicht wie etwa Vaskovics von einer (vorherrschenden) „transitorischen Bewusstseinslage“ sprechen, in der das Alleinsein (für die meisten) lediglich eine Übergangsphase zur Eheschließung und damit zur Familiengründung bildet.

Dies gilt umso mehr für die AlleinerzieherInnen. In dieser Gruppe wird die Ehe direkt bzw. indirekt lediglich von 27% (3 bzw. 5) angestrebt.

Die geringste Identifikation mit ihrer Lebensform dürften diejenigen Personen haben, die mit dem Partner bzw. der Partnerin außerehelich zusammenleben. Nur 36% sehen diese Lebensform als Alternative zur ehelichen Partnerschaft (4) an. 18% streben die Ehe direkt (5) an, 38% tun dies nach einer Phase des unverheirateten Zusammenlebens (3).

Ihre Situation ähnelt jener der Alleinstehenden. Der Anteil jener Personen, die eine Ehe planen, ist bei den 25- bis 29-Jährigen wesentlich höher. 35% wollen eher bald heiraten, 20% erst nach einer längeren Zeit des Zusammenlebens. In allen anderen Altersgruppen ist der Anteil jener, die eher bald als nach einer längeren Phase des Zusammenlebens heiraten wollen, deutlich niedriger: Bei den 30- bis 34-Jährigen beträgt er 27% versus 33%, bei den 35- bis 40-Jährigen 16% versus 20%. Nur 13% der Personen, die in einer außerehelichen Partnerschaft leben und eine Ehe anstreben, wohnen bei den Eltern oder Schwiegereltern (eine Wohngemeinschaft mit anderen Personen kommt kaum vor). Diese Gruppe ist zudem zu 73% voll berufstätig. Daher kann angenommen werden, dass die meisten Personen mit späterer Heiratsabsicht aufgrund ihrer Wohn- und Einkommensverhältnisse jederzeit heiraten könnten. Andererseits wollen sie jedoch die gegenwärtige Lebensform des außerehelichen Zusammenlebens eher beibehalten. Die eheliche Partnerschaft dürfte für diese Personen kurz-

fristig meist keine wünschenswerte Alternative sein. Es kann daher auch für diese Gruppe in der Regel angenommen werden, dass sie sich (zumindest zum Zeitpunkt der Befragung) mit der Lebensform des außerehelichen Zusammenlebens identifiziert.

Da sich unsere Analyse hauptsächlich auf die Identifikation mit den nicht-ehelichen Lebensformen bezieht, soll nur kurz auf die verheirateten Personen eingegangen werden. Jene mit einem Kind oder mehreren Kindern haben mit 92% eine stärkere Identifikation als die kinderlosen Personen mit 78%, da 15% der Letzteren erst nach einem unverheirateten Zusammenleben heiraten wollten.

6.2 Die Einstellung zu Familien- und Partnerschaftsformen

Im Folgenden soll nun der Zusammenhang zwischen der familialen Einstellung und verschiedenen relevanten Variablen beschrieben werden, die neben der Lebensform bedeutsam sein könnten. Zu diesem Zweck wurde ein „Familiälistmus-Index“ gebildet. Für dessen Konstruktion waren vor allem folgende zwei Überlegungen relevant:

1. Die Indizes von PPA 1 und PPA 2 sollten sich zwecks geplanter vergleichender Auswertung inhaltlich nicht unterscheiden, also beide Indizes mit den gleichen Indikatoren gebildet werden.
2. Wie im theoretischen Teil (siehe Kapitel 4) gefordert, sollte mit dem Index die Akzeptanz der abweichenden, außerehelichen Lebensformen erfasst werden.

Der Index wurde daher mit folgenden Items konstruiert, wobei die Einleitungsfrage lautete: „Es gibt viele Veränderungen, was das Zusammenleben betrifft. Sagen Sie mir bitte, für wie positiv oder negativ Sie diese Entwicklung halten?“

Am stärksten negativ beurteilt werden vor allem der allgemeine Geburtenrückgang, die Zunahme der Scheidungen und die wachsende Anzahl der Paare, die sich zur Kinderlosigkeit entschließen. Wesentlich weniger abgelehnt werden die in den Items 1, 3 und 6 beschriebenen Entwicklungen (siehe Tabelle 4, nächste Seite).

Der Index für familiäre Einstellung wurde als Summenindex gebildet, indem die negativen Bewertungen der Items (d.s. die Antworten „negativ“ oder „sehr negativ“) addiert wurden: Je höher also der Indexwert, desto stärker ist die Intoleranz gegenüber von Ehe und Familie abweichenden Lebensformen.

Korrekterweise muss aber festgehalten werden, dass damit keine Einstellungsmessung erfolgte, da

- die Indikatoren weder aus einer Theorie des Begriffs „familiäre Einstellung“ abgeleitet wurden noch
 - eines der für die Einstellungsmessung üblicherweise verwendeten Skalierungsverfahren verwendet wurde (u.a.: Rasch-Skalierung, Scalogram-Analyse, Likert-Skala).
- Voraussetzung für den Summenindex für „Familiälistmus“ war die aus Tabelle 5 zu entnehmende hohe Interkorrelation zwischen den Items.

Sämtliche Kontingenzkoeffizienten sind aus χ^2 -Werten errechnet, die hoch signifikant sind. Nur drei Koeffizienten sind niedriger als 0,40, die meisten sind höher als 0,45. Die Stärke des Zusammenhangs erlaubt die Bildung des Summenindex.

Im Folgenden unterscheiden wir je nach Befürwortung der klassischen Kleinfamilie zwischen sehr schwacher, schwacher, starker und sehr starker familialer Einstel-

Tabelle 4: Verteilung der Antworten auf die für den „Familialismus-Index“ verwendeten Items (Angaben in Prozent)

Nr.	Item	Sehr positiv	Positiv	Weder noch	Negativ	Sehr negativ	N
1.	Die wachsende Anzahl der Paare, die nicht verheiratet sind, aber zusammenleben	5,7	23,8	48,5	19,7	2,3	1.994
2.	Die wachsende Anzahl der Paare, die sich dazu entscheiden, kinderlos zu bleiben	1,8	5,4	24,1	57,9	10,5	1.993
3.	Die zurückgehende Anzahl der Heiraten	2,7	6,7	54,5	32,7	3,3	1.993
4.	Der allgemeine Geburtenrückgang	1,4	3,3	13,5	62,2	19,7	1.983
5.	Die Zunahme von Personen, die alleine leben	1,5	6,7	39,9	44,7	7,2	1.990
6.	Die wachsende Anzahl von Geburten außerhalb der Ehe	2,0	10,4	59,2	23,7	4,7	1.991
7.	Die Zunahme der Scheidungen	0,9	2,1	18,6	53,2	25,3	1.992

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

Tabelle 5: Die Interkorrelation der zur Bildung des Summenindex „Familialismus“ verwendeten Items (korrigierte Kontingenzkoeffizienten)

Nr.	Item	Item mit der Nummer						
		1	2	3	4	5	6	7
1.	Die wachsende Anzahl der Paare, die nicht verheiratet sind, aber zusammenleben	–	0,53	0,67	0,37	0,46	0,55	0,41
2.	Die wachsende Anzahl der Paare, die sich dazu entscheiden, kinderlos zu bleiben	–	–	0,58	0,65	0,57	0,34	0,47
3.	Die zurückgehende Anzahl der Heiraten	–	–	–	0,50	0,52	0,55	0,52
4.	Der allgemeine Geburtenrückgang	–	–	–	–	0,51	0,37	0,57
5.	Die Zunahme von Personen, die alleine leben	–	–	–	–	–	0,45	0,49
6.	Die wachsende Anzahl von Geburten außerhalb der Ehe	–	–	–	–	–	–	0,46
7.	Die Zunahme der Scheidungen	–	–	–	–	–	–	–

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

lung. Personen mit sehr schwacher familiärer Einstellung werden die Indexwerte 0 oder 1 zugeordnet, jenen mit schwacher die Werte 2 oder 3. Personen mit starker familiärer Einstellung erhalten die Werte 4 oder 5 und jene mit sehr starker familiärer Einstellung, und damit einer deutlichen Befürwortung der klassischen Kleinfamilie, die Indexwerte 6 oder 7.

Der Zusammenhang zwischen anderen Variablen und der familiären Einstellung ist aus der folgenden Tabelle 6 (siehe nächste Seite) ersichtlich.

Auch für die Merkmale Geschlecht und Schulbildung wurde der Zusammenhang mit der familiären Einstellung erhoben. Das Merkmal Geschlecht hat keinen signifikanten Zusammenhang mit der familiären Einstellung (PPA 2: $\chi^2 = 2,37$, $CC_{\text{kor}} = 0,047$). Bei der Variable Schulbildung ist zwar χ^2 signifikant (32,0), aber der Kontingenzkoeffizient zeigt einen schwachen Zusammenhang (0,14).

Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen Lebensform und familiärer Einstellung (PPA 2: $\chi^2 = 159,7$, $CC_{\text{kor}} = 0,328$; siehe dazu Tabelle 6). Dafür ist wesentlich, dass die Alleinstehenden und die AlleinerzieherInnen zum überwiegenden Teil eine schwache oder sehr schwache familiäre Einstellung aufweisen, während die verheirateten Personen mit Kindern zu einem hohen Anteil eine starke oder sehr starke familiäre Einstellung haben.

Weiters ist zu bedenken, dass auch die Variablen Alter und Lebensform stark korrelieren ($\chi^2 = 407,31$ und $CC_{\text{kor}} = 0,49$). Da auch zwischen Alter und der familiären Einstellung eine hohe Kontingenz besteht ($\chi^2 = 136,9$, $CC_{\text{kor}} = 0,29$), muss überprüft werden, ob nicht der Zusammenhang zwischen Lebensform und familiärer Einstellung durch die Variable Alter bedingt ist. Wenn dies der Fall ist, müsste die Korrelation zwischen Lebensform und familiärer Einstellung an Signifikanz verlieren, wenn das Alter konstant gehalten wird. Dies trifft aber nur für die Altersklassen zwischen 25 und 29 Jahren sowie zwischen 60 und 64 Jahren zu, da in beiden Gruppen χ^2 nicht signifikant ist ($\chi^2 = 0,22$ und $\chi^2 = 0,25$).

In Tabelle 7 (siehe Seite 43) wird dies veranschaulicht. Bei den verheirateten 25- bis 29-jährigen Personen haben mehr als die Hälfte (52,4%) eine schwache oder sehr schwache familiäre Einstellung. Bei den 60- bis 64-Jährigen gilt dies für 56,7%. Dies widerspricht den Ergebnissen für die gesamte Stichprobe. In dieser besitzen ja die unverheirateten Personen in signifikantem Ausmaß eine schwache oder sehr schwache, die verheirateten Personen hingegen eine starke bzw. sehr starke familiäre Einstellung (siehe Tabelle 6).

An dieser Stelle soll nochmals auf die These Bertrams (1991) eingegangen werden, wonach „der viel zitierte Wertewandel möglicherweise nicht so sehr einen Wandel von allgemeinen Einstellungen darstellt als vielmehr Ausdruck der Tatsache sein könnte, dass ein immer größerer Prozentsatz von Menschen Formen der Lebensführung wählt, die Werte und Einstellungen mit sich bringen, welche auch schon früher nachweisbar gewesen sind“ (Bertram 1991, 445).

Als Kriterium für die Akzeptanz oder Ablehnung der These fordert Bertram, die Unabhängigkeit des Zusammenhangs von Lebensform und Werthaltungen vom Alter zu prüfen. Seine These trifft in unserer Untersuchung für fast alle Altersgruppen zu.

Tabelle 6: Zusammenhang von Alter, Lebensform und Rolle der Religion mit familialer Einstellung (Angaben in Prozent)

	Familiale Einstellung				N
	Sehr schwach	Schwach	Stark	Sehr stark	
Gesamt	15,2	31,0	35,2	18,6	2.000 ¹
Lebensalter					
20–24 Jahre	21,2	41,2	28,2	9,4	171
25–29 Jahre	23,9	36,1	31,1	8,8	238
30–34 Jahre	18,6	31,7	35,5	14,1	290
35–39 Jahre	10,5	40,6	35,1	13,8	277
40–44 Jahre	16,1	33,1	32,6	18,2	243
45–49 Jahre	14,3	28,1	38,1	19,5	210
50–54 Jahre	11,8	19,0	42,6	26,7	195
55–59 Jahre	9,5	25,2	37,6	27,6	210
60–64 Jahre	10,0	18,7	37,3	34,0	15
Lebensform					
Alleinstehende	26,8	37,8	28,7	6,7	253
AlleinerzieherInnen	23,5	36,3	27,9	12,3	180
Mit PartnerIn nicht verheiratet	16,1	43,0	34,2	6,7	194
Verheiratet ohne Kind	16,7	32,1	38,5	12,8	78
Verheiratet mit Kind	9,8	25,1	39,1	26,0	1.095
Rolle der Religion					
Sehr wichtig	11,0	32,6	34,1	22,3	233
Wichtig	10,6	29,2	36,8	23,3	733
Nicht wichtig	16,0	32,3	36,6	15,2	632
Überhaupt keine Rolle	26,6	31,4	30,3	11,8	356

1) Durch die Gewichtung ergibt sich eine etwas höhere Fallzahl. Die tatsächliche Fallzahl beträgt 1.995.

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

Dass dieser Zusammenhang nicht für die Altersklasse der 25- bis 29-Jährigen gilt, dürfte für die Akzeptanz der These weniger relevant sein: Denn, wie in Kap. 6.1 ausgeführt wird, wohnen diese Personen größtenteils bei den Eltern und haben daher noch keine eigene Lebensform, mit der sie entsprechend Bertrams These gewisse Werte verbinden. Wichtiger ist vielmehr, dass über 50% der unverheirateten 60- bis 64-Jährigen,

Tabelle 7: Lebensform und familiäre Einstellung der 25- bis 29-Jährigen und der 60- bis 64-Jährigen (Angaben in Prozent)

Alter	Lebensform	Familiäre Einstellung				N
		Sehr schwach	Schwach	Stark	Sehr stark	
25–29 Jahre	nicht verheiratet	23,8	39,0	30,8	6,4	172
	verheiratet	25,4	27,0	31,7	15,9	63
60–64 Jahre	nicht verheiratet	16,2	27,0	29,7	27,0	37
	verheiratet	8,0	15,9	39,8	36,3	113

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

für die das Argument einer mangelnden Identifikation mit ihrer Lebensform nicht gilt, eine starke oder sehr starke familiäre Einstellung besitzen.

Die Tabelle 8 soll darüber Aufschluss geben, ob die Korrelation zwischen Lebensform und familiärer Einstellung nicht durch die Rolle der Religion bewirkt wird.

Nur bei jenen Personen, für welche die Religion eine wichtige Rolle spielt, ist der Kontingenzkoeffizient relativ niedrig. In den anderen Gruppen ist der Kontingenz-

Tabelle 8: Zusammenhang zwischen Lebensform und familiärer Einstellung nach Rolle der Religion (Angaben in Prozent)

Rolle der Religion	Lebensform	Familiäre Einstellung				N
		Sehr schwach	Schwach	Stark	Sehr stark	
Sehr wichtig	nicht verheiratet	14,5	52,2	21,7	11,6	69
	verheiratet	8,8	24,1	40,0	27,1	170
Chi ² = 23,40 CC _{korr} = 0,34 p = 0.000						
Wichtig	nicht verheiratet	12,6	35,4	40,8	11,2	206
	verheiratet	8,7	25,5	35,7	30,1	459
Chi ² = 29,06 CC _{korr} = 0,23 p = 0.000						
Nicht wichtig	nicht verheiratet	27,0	41,7	23,0	8,3	204
	verheiratet	9,0	25,5	45,5	20,0	365
Chi ² = 66,99 CC _{korr} = 0,37 p = 0.000						
Überhaupt nicht wichtig	nicht verheiratet	35,7	35,0	27,3	2,1	143
	verheiratet	18,3	28,0	33,7	20,0	175
Chi ² = 32,49 CC _{korr} = 0,34 p = 0.000						

Quelle: PPA 2, eigene Berechnungen.

koeffizient sogar größer als jener zwischen Lebensform und familialer Einstellung ohne Berücksichtigung der Bedeutung der Religion. Dies kann auch in Tabelle 8 nachvollzogen werden: In fast allen Gruppen, also unabhängig von der Bedeutung der Religion, haben die meisten Unverheirateten sehr schwache oder schwache familiäre Einstellungen, während bei den verheirateten Personen starke oder sehr starke familiäre Einstellungen dominieren: Somit wird der Zusammenhang zwischen Lebensform und familialer Einstellung auch nicht von der Rolle der Religion beeinflusst.

7. Zusammenfassung der Ergebnisse

BefürworterInnen der Pluralisierungsthese argumentieren, dass neben der Ehe und der traditionellen Familie immer mehr andere Formen von Partnerschaft und Familie gewählt werden. GegnerInnen der Pluralisierungsthese vertreten die Auffassung, dass diese Entwicklung keine wirkliche Alternative zur Ehe und zur traditionellen Familie darstellt. Bei diesen Formen handelt es sich vielmehr entweder um relativ kurzfristige Übergangsphasen oder um unfreiwillige Notlagen. Die Pluralisierungsthese wird daher als realitätsfernes wissenschaftliches Konstrukt abgelehnt.

Wir formulierten folgende zwei Bedingungen, um die Akzeptanz der Pluralisierungsthese zu überprüfen:

1. Personen, die in einer außerehelichen Lebensform leben, müssten sich mit dieser identifizieren oder zumindest keine an die Ehe gebundene Lebensform anstreben. Diese wäre nämlich ein Hinweis dafür, dass es sich bei der außerehelichen Lebensform nicht um eine mehr oder weniger freiwillige Lebensphase, sondern um eine angestrebte Lebensform handelt, mit der man sich eben identifiziert.
2. Weiters müssten diese Personen in einem stärkeren Ausmaß nicht-traditionale Lebensformen und deren Konsequenzen wie mehr uneheliche Kinder und mehr kinderlose Paare akzeptieren. Mit dieser Entwicklung wäre somit eine gesellschaftliche Umorientierung verbunden.

Sowohl verheiratete als auch unverheiratete Personen identifizieren sich deutlich mit ihrer Lebensform. Zwar strebt ein hoher Prozentsatz der 25- bis 29-jährigen Alleinstehenden die Ehe an, gut die Hälfte dieser Personen wohnen jedoch noch bei den Eltern, so dass sie sich nicht mit einer eigenen Lebensform identifizieren können. Es kann daher die These zurückgewiesen werden, dass es sich bei den nicht-ehelichen Lebensformen um vorübergehende Lebensphasen handelt, die lediglich einen Übergang zu den ehelichen Lebensformen bilden.

Personen mit nicht-ehelichen Lebensformen weisen überwiegend eine schwache familiäre Einstellung auf: Sie tolerieren somit eher außereheliche Partnerschafts- sowie Familienformen (z.B. AlleinerzieherInnen) und Entwicklungen, die von der traditionellen Kleinfamilie abweichen (etwa die Zunahme von unehelichen Geburten und Scheidungen). Die verheirateten Personen mit Kindern beurteilen diese Lebensformen und Entwicklungen in signifikantem Ausmaß negativ. Die Verheirateten ohne Kinder lassen sich hier nicht eindeutig zuordnen.

Das Lebensalter beeinflusst den Zusammenhang zwischen Lebensform und fami-

lialer Einstellung insofern, als dieser in der jüngsten und in der ältesten Altersgruppe nicht signifikant ist. Innerhalb der Gruppe der 25- bis 29-Jährigen sind eben auch die Verheirateten mit Kindern mehrheitlich toleranter gegenüber nicht-ehelichen Lebensformen, während bei den 60- bis 64-Jährigen auch bei den unverheirateten Personen die Ablehnung überwiegt. In allen anderen Altersgruppen ist der Zusammenhang zumindest genau so stark wie die Korrelation ohne Berücksichtigung des Alters.

Die Bewertung der Rolle der Religion für das Leben zeigt zwar eine signifikante Kontingenz, also einen deutlichen Zusammenhang, mit der familialen Einstellung; dieser Zusammenhang ist allerdings bei Alter und Lebensform stärker. Die Bewertung der Bedeutung von Religion beeinflusst aber in keiner Weise den Zusammenhang zwischen Lebensform und familialer Einstellung.

Der starke Zusammenhang zwischen Lebensform und familialer Einstellung lässt erkennen, dass die Pluralisierungsthese Realitätsgehalt hat und nicht „ein wissenschaftliches Artefakt, eine realitätsferne wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit“ ist (siehe dazu Position 4 in der Auflistung von Vaskovics, Kap. 4). Daher kann auch nicht die These akzeptiert werden, dass (zwar) „Pluralisierung statt(findet), aber nicht als Konsequenz der Realisierung von Lebensentwürfen individualisierter Menschen, sondern als nicht gewolltes Ergebnis von Notlagen“ (siehe dazu Position 3 in der Auflistung von Vaskovics, Kap. 4). Denn die betroffenen Personen identifizieren sich mit ihrer außerehelichen bzw. nicht-traditionalen familialen Lebensform sehr wohl und bewerten sie damit als erstrebenswert, was ja gewöhnlich bei Notlagen nicht der Fall ist.

In Österreich orientierte sich die Familien- und Sozialpolitik der Bundesregierung in der letzten abgelaufenen Legislaturperiode (2000 – 2002) primär am bei der Bevölkerungsmehrheit konstatierten „Wunsch nach Familie“, den es zu unterstützen gelte. Eine Differenzierung des Familienbegriffs findet sich weniger im christlich-konservativen bzw. freiheitlichen Lager (in der ÖVP und in der FPÖ) als viel eher in der sozialdemokratischen bzw. grünen Programmatik. Jene 35% der Befragten, die nicht in einer ehelichen Gemeinschaft leben, identifizieren sich allerdings in überwiegendem Ausmaß mit ihrer jeweiligen Lebensform als Alleinerziehende, als getrennt voneinander lebende PartnerInnen, als Alleinstehende oder als Personen in nicht-ehelichen Partnerschaften. Sie betrachten diese Lebensformen überwiegend auch nicht als Übergangsphase. Dennoch werden derartige „neue Lebensformen“ nur sehr zögerlich politisch anerkannt und gesetzlich legitimiert (etwa die erfolgte Gleichstellung von Ehe- und Lebensgemeinschaften beim Wohnungserwerb). Nicht nur für politische EntscheidungsträgerInnen der ÖVP, sondern auch für RepräsentantInnen der SPÖ besaß in den vergangenen Regierungskoalitionen die gesetzliche Anerkennung „anderer Lebensformen“ (wie z.B. homosexueller Partnerschaften) keine Priorität. Alleinerziehende werden zumeist als sozial benachteiligte Gruppe wahrgenommen und weniger als Personen, die ihre Lebens- und Familienform bewusst gewählt haben.

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen, dass in der Dekade zwischen 1992 und 2001 ein deutlicher gesellschaftlicher Einstellungswandel erfolgte. Die in dieser Periode gesetzten familienpolitischen Maßnahmen wurden diesem Wandel jedoch kaum ge-

recht: So ist etwa die Einführung des „Kindergeldes für alle“ primär als Leistung zur Unterstützung von Kleinfamilien konzipiert. Aufgabe einer modernen Sozial- und Familienpolitik sollte daher in Zukunft die Anerkennung und Förderung jener Lebens- bzw. Familienformen sein, die neben der ehelichen Partnerschaft bestehen.

Literatur

- Bayer, Hiltrud/ Bauerreiß, Renate (1995) *Allein- stehend und Alleinlebend. Die „Singles“ in der amtlichen Statistik*. In: Bertram, Hans (Hg.) *Das Individuum und seine Familie*. Opladen, 35-58.
- Bertram, Hans (1991) *Einstellung zu Kindheit und Familie*. In: Bertram, Hans (Hg.) *Die Familie in Westdeutschland – Stabilität und Wandel famili- aler Lebensformen*. Opladen, 429-460.
- Bühl, Achim/ Zöfel, Peter (1998) *SPSS für Windows Version 7.5. Praxisorientierte Einführung in die moderne Datenanalyse*. Bonn.
- Bürkart, Günter (1994) *Die Entscheidung zur Eltern- schaft*. Stuttgart.
- Hanika, Alexander (2001) *Vorausschätzung der Haushalte und Familien 1991 bis 2030 nach Bundesländern. Neudurchrechnung 2001*. In: *Statistische Nachrichten*, Nr. 12, 910-919.
- Kytir, Josef/ De Wild, Helga/ Zuser, Peter (2001) *Demographische Strukturen und Trends in Österreich 2000*. In: *Statistische Nachrichten*, Nr. 10, 732-750.
- Löhr, Henrike (1991) *Kinderwunsch und Kinderzahl*. In: Bertram, Hans (Hg.) *Die Familie in West- deutschland – Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. Opladen, 461-490.
- Lüscher, Kurt (1997a) *Demographische Annäherung an die „Pluralität familialer Lebensformen“*. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, Nr. 2/ 3, 269-309.
- Lüscher, Kurt (1997b) *Familienrhetorik, Familien- wirklichkeit und Familienforschung*. In: Vasko- vics, Laszlo A. (Hg.) *Familienleitbilder und Fami- lienrealitäten*. Opladen, 50-67.
- Nave-Herz, Rosemarie (1997) *Pluralisierung familia- ler Lebensformen – ein Konstrukt der Wissen- schaft?* In: Vaskovics, Laszlo A. (Hg.) *Familienleit- bilder und Familienrealitäten*. Opladen, 36-49.
- Sachs, Lothar (1972) *Statistische Auswertungsmetho- den*. Berlin.
- Tyrell, Hartmann (1988) *Ehe und Familie – Institu- tionalisierung und Deinstitutionalisierung*. In: Lüscher, Kurt/ Schultheis, Franz/ Wehrspau, Michael (Hg.) *Die „postmoderne“ Familie*. Konstanz, 145-156.
- Vaskovics, Laszlo A. (1997) *Wandel und Kontinuität der Familie im Spiegel der Familienforschung*. In: Vaskovics, Laszlo A. (Hg.) *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen, 20-35.
- Wehrspau, Michael (1988) *Alternative Lebensfor- men und postmoderne Identitätskonstitution*. In: Lüscher, Kurt/ Schultheis, Franz/ Wehrspau, Michael (Hg.) *Die „postmoderne“ Familie*. Kon- stanz, 157-168.
- Wieners, Tanja (1999) *Familientypen und Formen außerfamiliärer Kinderbetreuung heute*. Opladen.